

Nr. 253. Bromberg, den 6. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(18. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Die Reihe der Genüsse war mit diesem Wagenrennen noch immer nicht erschöpft. Es folgte ein Wettlärmen mit Bomben und Feuerwerkskörpern, wobei es eine Anzahl Verwundete gab. Aber die herrlichste aller Vergnügungen blieb doch der Wettstreit der Sänger-Improvisatoren. Wer von den Wallfahrern die nötigen Geldmittel besaß, hatte für sich und seinen Anhang einen Stegreifsänger gedungen. Weniger Bemittelte taten sich mit ihren Freunden zusammen, um einen solchen zu mieten. Und die reichsten Pilger führten sogar eine ganze Schar von Straßenjungen und halbwüchsigen Mädels mit sich, die den Sänger als Chor unterstützen und ihm so eine erhöhte Wirkung verleihen mußten. Am besten aber waren diejenigen Wallfahrer daran, welche selber das in Neapel nicht seltene Talent des Stegreifdichtens und -singens besaßen. Besonders unter den Camorristen gab es berühmte Improvisatoren, und zu ihnen gehörten auch „der große Tore“ und „der Tiger vom Mercato“. Während der erstere besonders wegen seines schlagfertigen Witzes und seiner köstlichen Nachahmungsgabe beliebt war, schätzte man bei Raffaele vor allem die herrliche Stimme und den leidenschaftlichen, packenden Vortrag. Er trat meist erst auf den Plan, wenn der Sängerkampf bedenkliche Formen annahm; — und dies geschah fast regelmäßig, so friedlich das Vergnügen auch zu beginnen pflegte.

Auf den Balkons der Häuser, auf Tischen und Wagen, auf Brunnen und Baumästen stehend und so über die Menge emporragend, sangen diese Stegreifkünstler einander zu. Anfangs waren es harmlose Verse zur Verherrlichung der schwarzen Madonna und ihrer Wundertätigkeit. Dann pries man den feurigen Wein, die leckeren Makkaroni und die sonstigen leiblichen Genüsse des Festes. Und endlich gingen die Improvisatoren dazu über, ihren oder ihrer Auftraggeber Glanz und Reichtum zu verherrlichen: die feurigen Rosse, das prächtige Geschirr, den Schmuck und die Schönheit ihrer Frauen. Dabei konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß man, Vergleiche ziehend, die Gegenpartei in spöttischen Reimen herabsetzte und hier und da ernstlich aneinander geriet. So forderte jede Wallfahrt auf den Monte Vergine infolge dieser Sängerwettkämpfe ihre Opfer, und in jedem Jahre wurden in der Nacht zwischen den beiden Pfingsttagen zahlreiche Verwundete in die Krankenhäuser und Scharen von Raufbolden in die Gefängnisse Neapels eingeliefert.

Auf einem Tische, nicht weit von dem der Mercato-Camorristen, stand ein bezechter Bursche. Er gehörte zu einem Kreise von Bauern, die aus irgendeinem Gebirgsdörfchen gekommen waren, um an dem Feste teilzunehmen. Obgleich er schon vor Trunkenheit lallte, waren seine improvisierten Knittelverse nicht ungeschickt. Immer wieder richtete er seine Spitzen gegen den Tisch der Mercato-Camorristen; und bald wurde der Grund dieser Sticheleien klar, denn er sang jetzt gegen Raffaele und dessen Nachbarin, das hübsche Bauernmädchen, gewendet:

„Schön ist die Wallfahrt zur schwarzen Mama!
Die Pilger und Pilg'rinnen dürfen sich da,
nachdem sie gebüßet mit gutem Gewissen
ergeben den allerschönsten Genüssen.
Doch Mädchen, die schlecht sich und treulos benommen
ist oft schon die Wallfahrt recht übel bekommen!“

— Es war offenbar, daß der junge Bursche der Verehrer der ländlichen Schönheit war, die ihn um Raffaeles willen schnöde hatte sitzen lassen, und ihr nun mit seinen Worten drohen wollte.

Der „Tiger vom Mercato“ sprang jetzt auf, um ihm zu erwidern, aber der „große Tore“ kam ihm zuvor. Immer wieder versuchte er, den Wettstreit ins Scherzhafte zu ziehen, was ihm bisher auch gut gelungen war. Auch diesmal antwortete er dem Burschen mit ein paar witzigen Reimen, die allgemeinen Beifall auslösten.

Doch der Bauer gab nicht nach und fuhr nun fort:
Erst wählt die dumme, junge Gans
den schlimmsten Raufbold sich zum Tanz;
schenkt sich ihm dann mit Haut und Haar
und glaubt er führt sie zum Altar.
Doch nach drei Tagen wirft er sie weg.
Sie läuft zur Duchesca und — endet im Dreck!“

Aber jetzt ließ sich Raffaele nicht mehr zurückhalten. Er sprang auf den Tisch und sang mit seiner hellen, prächtigen Tenorstimme, daß es laut über den ganzen Platz schallte:

Hirsch und Stier — selbst Hahn und Kater kämpfen um ihr Liebstes gerne.
Doch die kleinen feigen Köter kläffen nur aus sich'rer Ferne.
Hundsfott, Memme, Jammerlappen — soll man solche Kerle heißen,
die sich nicht getrau'n, dem Räuber seine Beute zu entreißen!“

Prasselndes Händeklatschen und lauter Jubel folgten den herausfordernden Worten und der fanfarenartig schmetternden improvisierten Melodie. Carmelas Augen leuchteten in leidenschaftlichem Stolz auf Raffaele. Donna Assunta schlug sich vor Vergnügen mit den mächtigen Händen klatschend auf die Knie, und der Marchese keuchte vor freudiger Erregung; er fühlte sich so glücklich wie noch nie im Leben, — diese Umgebung war sein Element! — In der Luft hing es wie Sprengstoff, der sich jeden Augenblick entladen konnte.

Da trat der junge Bauer, sinnlos vor Eifersucht und Trunkenheit, was keiner der Städter je gewagt haben würde: Er begann, erst verblümt und dann immer deutlicher, die Camorra und ihr Treiben zu beschimpfen. Die Reime flossen ihm mit einer Leichtigkeit vom Munde, deren er im nüchternen Zustande kaum fähig gewesen wäre. Und jetzt sang er die prahlenden und höhnenden Worte:

„. . . Wenn mir Riese Goliath selbst eine Herausforderung böte,
— glaubt mir, Leute: kein Minütchen machte Furchtsamkeit mir Nöte! —

Doch mit einem von den Schuften dieser Meuchelmörderbande,
die vom Stehlen, Rauben, Morden, von Betrug und von der Schande
unglücklicher Wesen leben — kämpfte ich mit solchem Buben, würd' ich mir die Hand beschmutzen, daß sie nie mehr . . ."

Er kam nicht zu Ende mit seinem Verse, und ein Aufschrei aus hundert Kehlen, gemischt aus Angst und wilder Lust, verschlang die letzten Töne der johlenden Stimme: Raffaele war mit einem Satz vom Tische gesprungen, hatte sich auf den Bauer gestürzt und ihn zu sich herabgezogen. Und nun umklammerte er die Kehle seines Gegners mit einem so furchtbaren Griffe, daß dessen Gesicht sofort blaurot anlief.

Jetzt eilten die anderen Bauernburschen ihrem gefährdeten Genossen zu Hilfe. Drei oder vier von ihnen warfen sich auf Raffaele und rissen ihn von hinten zu Boden. Aber im nächsten Augenblick war er wieder auf den Füßen und schlug, schneeweiß vor Wut, zwei seiner Angreifer mit den Fäusten nieder.

Da krachte ein Schuß. Raffaele fühlte, wie die Kugel sein Ohr streifte. Da hatte er auch schon den Schützen erspäht, entwand ihm die Waffe und schlug ihm den Pistolengriff so heftig auf die Schädeldecke, daß er wie ein gefällter Baum umkippte.

Jetzt blitzten Messer auf: Die Camorristen, an ihrer Spitze der „große Tore" und Vito de Marino, schickten sich an, Raffaele zu Hilfe zu kommen.

Aber der protestierte entschieden: „Zurück!" rief er mit heller Stimme. „Mit diesen Strolchen will ich wohl allein fertig werden!" Und schon sauste sein dreikantiger Dolch durch die Luft.

Ein toller Tumult entstand: Weiber kreischten durchdringend, Männer brüllten vor Wonne wie die Stiere, Kinder schrien jämmerlich. Aber niemand versuchte, die Kämpfenden zu trennen. Solche Schauspiele gehörten nun einmal zur Wallfahrt nach dem Monte Vergine.

Raffaele machte seinem Namen Ehre: Wie ein Tiger sprang er seine Angreifer an. Einer nach dem anderen sank blutend in den Sand. Und wenn die Verletzungen auch nicht so gefährlich waren, wie es den Anschein hatte: die Getroffenen waren endgültig außer Gefecht gesetzt. — Unter dem Jubel der Zuschauer floh der letzte Rest seiner Widersacher.

Stolz, daß einer der Ihren den Sieg über so viele davongetragen, setzten die Camorristen ihr Gelage fort, und auch der tolle Tanz begann von neuem. Das schöne Bauernmädchen hing, glühend vor Leidenschaft und Hingebung, an Raffaels Halse und flehte ihn an, wieder mit ihr zur Tarantella anzutreten. Er flüsterte ihr Scherz- und Koseworte ins Ohr, hob der Errötenden das Kinn und zwang sie, ihm in die großen dunklen Augen zu blicken.

Da ließ ihn ein Wagenrollen aufschauen: Drei elegante Kutschen fuhren daher. Das war an sich nichts Auffallendes, denn alljährlich kamen Fremde und Angehörige der besseren Stände am Pfingstsonntage nach Nola, um aus dem sicheren Fond ihrer Wagen einen Blick auf dieses bunte Festtreiben zu werfen; auszusteigen und sich unter die Menge zu mischen, schien nur wenigen von ihnen ratsam. — Aber plötzlich sprang Raffaele empor und starrte auf eine dieser Kutschen, als ob er eine überirdische Erscheinung habe: In dem Wagen saß eine Dame von etwa vierzig Jahren und an ihrer Seite ein junges Mädchen mit rötlich-braunem, welligem Haare, einer zarten, hellen Haut und sanften, braunen Augen. Es blickte mit einem lebensfrohen Lächeln in das bunte Getriebe und hielt dabei doch, als ob es sich ein wenig ängstige, mit beiden Händen den Arm seiner Begleiterin, anscheinend seiner Mutter, umklammert.

Raffaele war es zumute, als sei er wieder der kleine Junge, der hinter einem Gebüsch in der Villa Nazionale nach einem sanften und lieblichen kleinen Mädchen ausschaue. Sofort hatte er die junge Dame in der Kutsche wiedererkannt: Es war Lucrezia! — Lucrezia, seine heiße Kinderliebe!

Die hübsche Bauerndirne war Raffaeles starrem Blicke gefolgt. Nun warf sie ihre Arme um seinen Hals und flüsterte erschrocken: „Was hast du, Liebster? — Sprich doch, was ist dir denn?"

Da faßte er sie bei den Handgelenken, löste ihre Arme mit einem harten Griff von seinem Nacken und schob sie heftig von sich. — Wie mit einem Zauberschlage war jene kindliche Schwärmerei wieder in ihm erwacht und durch den Anblick des herrlich erblühten jungen Mädchens jäh zu heller Flamme emporgelodert. Längst hatte er die Hoffnung aufgegeben, Lucrezia jemals wiederzusehen. Nur in seinen Träumen spielte das holde Kind von damals noch ab und zu eine geheimnisvolle Rolle. — Und nun sah er sie leibhaftig, in Fleisch und Blut, nur wenige Meter entfernt, an sich vorüberfahren. — Aber diesmal mußte er wissen, wer sie sei und wo sie zu finden war! — Noch ohne einen bestimmten Plan schickte er sich an, dem Wagen nachzustürmen, um ihn nicht wieder aus den Augen zu lassen.

Auch einige seiner Tischgenossen hatten sein sonderbares Betragen bemerkt und wollten ihn, mit Fragen auf ihn eindringend, zurückhalten. Er stieß sie, ohne zu antworten, beiseite und nahm die Verfolgung der Kutsche auf.

Doch Raffaele war noch keine zwanzig Schritte vorwärtsgekommen, als ihm einige der Bauern, die vorhin die Flucht ergriffen hatten, den Weg verstellten. „Hier! Dieser hier ist es!" riefen sie und warfen sich ihm entgegen. Und nun tauchten auch schon die Federbüsche der Carabinieri auf. Vier fünf von ihnen umringten Raffaele, ein halbes Dutzend anderer folgte, und gleich darauf war er von Gendarmen und Bauern vollkommen umzingelt.

Mit beiden Händen griff er in die Schärpe, faßte mit der Rechten einen Dolch und mit der Linken eine Pistole. Sein Gehirn war nur noch von einem Gedanken erfüllt: Lucrecia zu folgen, sein Glück nicht wieder entfliehen zu lassen!

Da traf ein Säbelhieb von hinten sein linkes Handgelenk, daß ihm die Pistole entfiel. Er hob den Dolch zum tödlichen Stiche gegen den nächsten seiner Widersacher. Aber ein zweiter Hieb traf seinen Kopf, daß er strauchelte. Diesen Augenblick benutzten die Angreifer, um sich auf ihn zu werfen.

„Lucrezia! Lucrezia!" entrang es sich seinen bleichen Lippen, während er einen letzten vergeblichen Versuch machte, wieder auf die Füße zu kommen. Sein Ruf wurde von dem Kreischen der entsetzten Menge übertönt. Und nun knieten auch schon zwei Carabinieri auf seiner Brust, um ihn zu fesseln. Da sank er in Ohnmacht und war für diesmal verloren.

Carmela hatte sich gleich einer Schlange, durch alle die Menschen einen Weg zu Raffaele gebahnt. Nun warf sie sich aufschreiend über den Körper des geliebten Bruders. Trotzdem sie um sich biß und kratzte, wurde sie von rauhen Soldatenhänden zurückgerissen.

Die Camorristen wollten ihren bedrängten Genossen befreien, aber schon stand ihnen eine Reihe der Carabinieri mit angelegten Gewehren gegenüber. Da gaben sie es auf, Raffaele zu retten, denn so war es Vorschrift bei der Camorra: Durch Privatangelegenheiten des Einzelnen durfte die Gesellschaft nicht in Schwierigkeiten gebracht werden. Nur mit Mühe gelang es, den Marchese zu hindern, sich in die Gewehre der Carabinieri zu stürzen.

Unter den Flüchen der Menge fuhren die Gendarmen auf einem requirierten Bauernwagen mit ihrem ohnmächtigen Gefangenen davon. —

Vierzehn Tage später las man in der Zeitung, daß der beschäftigungslose Raffaele Spadari, ein berüchtigter Camorrist, wegen schwerer Körperverletzung in acht Fällen, begangen in Nola am Pfingstsonntage des laufenden Jahres, zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Jakob Holle muß abtreten.

Skizze von Dorothea Schuhmacher.

„Jakob Holle, Herrenschneiderei“, stand auf dem altmodischen Firmenschild, über dem altmodischen Laden des altmodischen Herrn Holle.

Nachdem er über fünfzig Jahre einer vornehmen und konservativen Landkundschaft Reitkleider und Fräcke angemessen hatte, faßte Jakob den Plan, sich vom Geschäft zurückzuziehen und seine Gicht in einem hübschen Landhause zu pflegen. Seine Schwester bestärkte ihn eifrig in dieser Idee. „Alles gut und wohlgemeint, Agathe. Aber wer ist würdig zu meinem Nachfolger? Du kennst meine verwöhnten Kunden, die seit Jahrzehnten nichts am Schnitt ihrer Anzüge ändern lassen mögen und keinen anderen Zuschneider dulden als mich.“

„Vergiß nicht Herrn Pepi Meier! Er ist äußerst geschickt und auch geschäftstüchtig“, erinnerte Agathe. Pepi Meier, ihre letzte, freilich hoffnungslose Liebe, war dreißig, fesch und sportlich. Sie war jetzt fünfundfünfzig und hatte viel bleiches Fett um Kinn und Hals.

Jakob Holle kaufte sich also Pepi Meier oder vielmehr: Pepi Meier kaufte die altangesehene Firma Holle mitsamt der Ware und der glänzenden, aber konservativen Kundschaft.

Holle gab ein vornehmes Abschiedsessen, Meier ein schickes Antrittsessen und sagte wie tröstend: „Ich hoffe, Herr Holle, Sie oft bei mir zu sehen!“

Das geschah auch. —

Pepi Meier fürchtete, daß mit des Alten Scheiden das Geschäft etwas stocken werde. Beider Gedanken begegneten sich. Auch Holle fand das Leben in der Villa bald langweilig, ja unerträglich. Schon am dritten Tage besuchte er Pepi Meier in „seinem“ Laden. Moderne Neuerungen wurden gerade angebracht: lichte Probierkabinen, moderne Ruhebänke. — Am nächsten Tage kam Holle wieder. Voll peinlicher Neugier. Am dritten Tage blieb er noch länger dort und beteiligte sich an der angelegentlichen Empfehlung eines sehr teuren Kammgarnstoffes. Der Laden war gerade voller Kunden. Eine Dame vom Landadel fragte dringlich nach Herrn Holle.

„Ihr Diener, Gnädigste, ich bin sogar zufällig hier. Kann ich irgendwie behilflich sein?“

„Behilflich? Nun, ich brauche wieder ein Reitkostüm, aber es müßte natürlich wieder von Ihnen selbst angemessen werden. Ich bin etwas stärker geworden.“ — „Selbstverständlich, Gnädigste, ich stelle Ihnen meinen Nachfolger, Herrn Meier, vor — vorzüglicher Schneider, unvergleichliche Paßform, neuester Geschmack, doch ganz Tradition, bitte!“

Danke, Herr Holle! Ich bitte von Ihnen bedient zu werden.“

Bitte sehr, bitte gleich, einen Augenblick!“

Er langte einen Ballen Tuch vom Regal: „Eine einzigartige Qualität, Gnädigste, und Gnädigste, wenn Sie auch nur den geringsten Unterschied zwischen meiner Arbeit und der meines Nachfolgers erkennen können dann soll Sie das Kostüm nichts kosten, Gnädigste — also — —“.

„Schon gut, Herr Holle. Wann kann es geliefert werden? Ich nehme Sie beim Wort, Herr Holle!“

Pepi Meier war beglückt von Holles selbstloser geschäftlicher Geschicklichkeit. Gut, daß der so oft herkam!

Auch am nächsten Tag erschien der Alte und fing sofort an, Meiers Maßmodell zu kritisieren und zu verbessern. Meier dankte seinem „großen Vorbild“, das nun täglich hier war; denn: war es nicht „sein“ Laden, dessen Ruf er, Holle, begründet hatte?

Holle bediente Kunden, oder er schnitt oben zu und vergaß bald ganz, daß Meiern jetzt der Laden gehörte. Meier begann leisen Unwillen über Holle zu fühlen. Wer war denn eigentlich Herr im Hause? Kamen Anstände von den Kunden, so galten sie ihm, sonst aber fragte alles nur nach dem Alten. Keiner schien Meier als Besitzer zu betrachten. Holle entging Meiers steigende Ungeduld nicht: „Was wollen Sie, ich mache Ihr Geschäft!“ — „Ich weiß, ich weiß, Herr Holle. Aber ich will allein weiter schaffen, nicht wie Ihr Gehilfe.“ — „Ich verstehe völlig. Gut also! Ich werde nur noch im Zuschneideraum mithelfen und für die Kunden unten nicht mehr zu sprechen sein.“ Pepi Meier nahm das dankend an. Tatsächlich hielt sich der Alte jetzt den Kunden auch fern. Fragte jemand nach ihm, so trat Meier herzu und betonte mit energisch-unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit: „Zu dienen, Herrn Holles Nachfolger — ich selbst!“

Die Mode änderte sich nun leider wieder einmal schneller als die Kunden. Damenfiguren, bisher eingeschnürt, waren fast plötzlich zur natürlichen Linie zurückgekehrt. Holle hatte es fünftig Jahre mit der Taille gehalten und Meisterstücke in ihr vollbracht. Nun aber lehnte der Alte sich gegen diese „Neue Mode“ auf und schnitt weiter nach der alten Weise zu, so lange bis auch die konservativen Landdamen dagegen rebellierten. Meier hatte gute Miene gemacht; ihm war es gleich, ob diese Frauen sich altmodisch oder modern trugen, wenn sie nur bei ihm arbeiten ließen — nun aber war es genug! Die Mode war durchgedrungen, und Meier brauchte — alle Wetter noch mal! — einen modernen Zuschneider! Was hatte der Alte noch mit modernem Schnitt gemein? Jetzt eben stand er da und wollte eine Kundin wieder zur „Beibehaltung des alten soliden Schnittes“ überreden. Aber der „Neue“ war schon da!

Meier trat mit ihm zu Holle: „Gestatten Sie, mein neuer Zuschneider!“

Holle stand wie versteinert und stotterte endlich: „Was? Was — modern? Ich, ich, Herr, habe seit einem halben Jahrhundert hier zugeschnitten, Herr, und nun wollen Sie, junger Mann, mir Ihre salopppe, neue Mode beibringen? Nicht, solange ich noch lebe, Herr!“

Meier trat bestürzt dazwischen. „Bitte, bitte, gestatten Sie, verehrter Herr Holle! Sie brauchen mehr Ruhe! Die Kinderfassons bleiben ja die gleichen, und wenn Sie wollen . . .“ Da warf der Alte, nach Luft ringend, die Schere klirrend zu Boden und rannte davon. Zuhause fiel er in den Sessel und brach in Tränen aus. — —

Meier tat der Auftritt leid, und er verstand den Standpunkt des Alten, aber er war ihn doch nun auch los!

Der neue Zuschneider blieb. Das Geschäft blühte. Man trug Meiers neue Linie im Frühling spazieren. Niemand mehr vermißte den Alten.

Der aber war in seinem Innersten getroffen. Rastlos wanderte er um das Geschäftshaus seines fünfzig Jahre alten Geschäftserfolges ... er verlor den Appetit. Der Arzt empfahl ihm Ruhe. Doch an einem Mittag guckte der Alte wieder durchs Fenster in den Laden. Pepi Meier trat heraus: „Nun, lieber Herr Holle?“.

„Ach, ach, Herr Meier! Ich werde ja auch zu keinem Kunden sprechen, will ja auch nicht in den Zuschneideraum; nur so ein bißchen im Laden sitzen, ja?“

Pepi Meier machte ihm Platz und schob ihm den bequemen Stuhl hin, ging aber nach hinten. Der Alte ließ sich nieder, faltete die Hände auf dem Ladentisch und legte den Kopf darauf. — —

So blieb er lange. Es war Mittagsruhe, der Laden geschlossen. Pepi Meier trat um drei Uhr herzu und glaubte, daß der Alte eingeschlafen sei: „Wie geht es, Herr Holle?“

Aber es kam keine Antwort mehr. Jakob Holle war ein für allemal abgetreten.

Der Gast.

Es war ein Gast im Hause. Das Haus war ein Landhaus und der Gast war aus der Stadt.

Man scharte sich abends in gemütlichem Kreise um ihn und wollte „Neues“ erfahren. Er erzählte und erzählte. Die Familie hörte zu. Er erzählte mancherlei aus dem Stadtleben, was nett und freundlich war.

Dann sagten die Gastgeber: „Tja — die habens doch besser, die in der Stadt.“

Ernst wurde da das Gesicht des Erzählers: „Besser? Jedes Ding hat seine Kehrseiten. Auch das Stadtleben. — Alles hat seine zwei Seiten.“

Dann schilderte er sie, die andere Seite des Lebens: Not, Elend, Hunger, Arbeitslosigkeit. Er erzählte vom Werk der Nothilfe. Die aber kann nur helfen, wenn sie sich auf die Opferbereitschaft derer stützen kann, denen es noch besser geht. Oder richtiger,

denen es nicht so schlecht geht wie den andern. Sie muß auf jeden Einzelnen rechnen können.

„Na ja", meinten die Gastgeber, „wir haben doch auch bei uns Arme, denen wir helfen müssen. Wir können nicht alles in die Stadt geben."

„Gewiß, aber in der Stadt leben im Verhältnis mehr Menschen in Not, als auf dem Lande. Ein Arbeitgeber in der Stadt hat — und hatte vor allem — mehr Angestellte, als auf dem Lande. Ist ein Arbeitgeber den Anforderungen der Zeit nicht mehr gewachsen, verliert mit ihm eine ganze Schar von Menschen mit ihren Familien die Existenz. Immer größer wurde die Zahl der zerbrochenen Unternehmen. Immer mehr wuchs die Schar der Arbeitslosen. — Das ist ein Teil der Nothilfebedürftigen."

Nun kommt die große Zahl der Alten, deren Kinder längst nicht mehr hier sind. Sie zogen aus, um sich ihr Brot wo anders zu verdienen. Aber nicht immer fanden sie es dort, sodaß die alten Eltern ohne Unterstützung, selbst oft ohne jede Nachricht arm und hilflos zurückgeblieben sind. — Das ist der zweite Teil der Nothilfebedürftigen.

Auch das Gros der Arbeitsunfähigen lebt in der Stadt, die ihnen früher Arbeit und Brot gab. Arbeiter, Angestellte, Handwerker und manch einer aus den freien Berufen."

„Dann treten doch die Versicherungen ein", wirft der Hausherr dazwischen.

„Gewiß, jedoch wenn überhaupt, dann bei Arbeitern und und Angestellten. Diese beanspruchen auch nicht die Nothilfe. Oft aber ist durch Umstände — zu wenig Marken, nicht genügende Beiträge, zu wenig Dienstjahre usw. — ein Rentenanspruch nicht zu rechtfertigen, denn allzu häufig wurde durch Krankheiten oder Arbeitsmangel die Arbeitszeit ungewollt und frühzeitig beendet. Gibt es dennoch eine Rente, reicht sie längst nicht hin, um auch nur die einfachsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen."

„Ja, einschränken müssen wir uns alle", sagte die Hausfrau und es ist ihr ernst damit. Kennt man doch die Nöte der Landwirtschaft zu Genüge.

„Wir alle, wohl allein die Arbeitslosen, die Alten und Erwerbsunfähigen in den Städten schränken sich nicht nur ein, sondern sie darben. Bedenken Sie, daß im Meer der Häuser und Steine nicht so schnell die gütige Hand gefunden ist, die ein Stück Brot, ein wenig Milch oder ein Zipfelchen Speck gerne abgibt. Die Stadthaushalte haben diese für die Landleute so selbstverständlichen Dinge täglich nur in Verbrauchsmenge im Hause. Am drohendsten aber steht das Gespenst der Zimmermiete hinter den Städtern. Auf dem Lande kann man diese abarbeiten. Der Hausbesitzer aber kann die Arbeitskraft seiner Einwohner gar nicht brauchen. Sie sollen und müssen in bar zahlen, wenn sie nicht eines Tages — es ist leider nur zu häufig der Fall — mit Frau und Kind auf der Straße sitzen wollen. Und der Gerichtsvollzieher findet seinen Weg auch zu dem kleinsten Kämmerchen nach — Wohnungssteuer. Und im Winter die Heizung??

Bekommen unsere nothilfebedürftigen Volksgenossen also den monatlichen geringen Hilfsbetrag in Form von Rente, Unterstützungen oder dgl., so ist er so dringend nötig, um das Dach über dem Kopf zu erhalten, um wenigstens die letzte Bleibe nicht zu verlieren. Und wohl dem, bei dem es hinreicht. Nun, aber — — der Monat hat vier Wochen, die endlos lang sind, wenn man jeden Tag Salz und Brot, Kartoffeln und Mehl kaufen muß oder jedenfalls kaufen müßte. Hunger tut weh!"

Der Gastgeber nickte: „Ja, es ist doch ein Unterschied zwischen der Not der Stadt und der Not auf dem Lande. Man muß sich den Unterschied nur einmal vor Augen halten — — dann wird das Geben leichter für die Armen, die nicht nur schlecht, sondern noch schlechter dran sind!"

NHK.



Lustige Ecke



Zusammengebettelte Vermögen.

Immer wieder kommt die Polizei aller Länder Bettlern auf die Spur, die große Vermögen ihr eigen nennen. Je armseliger und bemitleidenswerter der Bettler aussieht um so mehr rührt er auch an das Mitleid der Menschen und um so reichere Gaben streicht er ein. Man wird bei derartigen Fällen immer wieder an die Enthüllungen der „Dreigroschenoper" erinnert, jenes Paradestücks einer heute glücklich überwundenen Epoche, das das „Handwerk" der Bettler zu karikieren suchte. Mehrere Fälle von armseligen Bettlern, die ansehnliche Vermögen auf der Sparkasse oder daheim aufbewahrt hatten, wurden in letzter Zeit in Polen aufgedeckt. In den Straßen Warschaus kannte man seit Jahren einen alten Mann, der auf der Straße auf einer kümmerlichen einsaitigen Violine Musik machte und außerordentlich bejammernswert wirkte. Als er jetzt starb, fand man bei ihm ein Sparkassenbuch, das auf 800 000 Zloty lautete, sowie eine beträchtliche Summe in russischen Goldrubeln. Bei einem anderen polnischen Bettler, der vor Hunger zusammengebrochen war und so ins Krankenhaus eingeliefert wurde, fand man 120 000 Zloty, was in deutscher Währung einem Vermögen von fast 60 000 Reichsmark entspricht. Der alte Mann wurde in einem Greisenheim untergebracht und sein Vermögen auf der Sparkasse hinterlegt. Auch eine Greisin in der polnischen Stadt Rawitsch, die trotz ihrer 84 Jahre noch Tag für Tag bettelnd an der Straßenecke stand, hatte Schätze in ihrem Hause angesammelt. Die Alte zog es allerdings vor, ihr Geld in Sachwerten anzulegen, anstatt es auf die Sparkasse zu tragen. Sie erwarb wertvolle Schmuckstücke, Silbersachen u. s. w., die allesamt in einen großen Sack wanderten. Bei einer Haussuchung hat man diesen Sack näher untersucht. er wog genau einen Zentner. Die Polizei ist augenblicklich damit beschäftigt, den Wert der aufgestapelten Schmuckstücke u. s. w. annähernd zu errechnen.

*

Grob.

„Ich bin am Ende meines Verstandes."
„War wohl kein langer Weg, wie,"

*

Jagdphoto.

„Glänzend getroffen, man sieht die Federn fliegen."
„Nicht wahr? Und dabei habe ich auf einen Hasen gezielt."

*

Schule.

„Was tat Friedrich der Große bei der Thronbesteigung?"
„Er setzte sich drauf."

Um- und Ausblick.

Von Rudolf Presber.

Die andern stets mit Spott bewachen,
Macht leicht für eigne Unart blind —
Oft merken, die gern über andre lachen,
Nicht, wie grotesk sie selber sind.

*

Auch Ehrlichkeit hat ihre Haken,
Die frei gesteht und nichts versteckt.
Offen sind schließlich auch Kloaken —
Und wären besser zugedeckt!

*

Bekannte gibt's aus der Jugendzeit,
Die liegen uns längst noch dreimal so weit
Als jene Tage, die strahlend enteilten,
Da wir uns gegenseitig verkeilten.

*

Das ist seit dem Garten Eden
Der logische Verlauf:
Wenn Frauen über Weiber reden,
Dann hört die Dame auf.

*

Manch einer, der scheinbar vom Glück begabt,
Den hänselt sein Geschick;
Er hat so oft viel Geld gehabt,
Bloß nie — im rechten Augenblick.
Ein andrer wird von fremden Leidenschaften,
Selbst wo sie irr'n, zu Mitleid noch geweckt,
Und nur dem sumpfgebornen Pöbelhaften
Fehlt jeder Respekt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.